

(Nachdruck verboten.)

## 2) Die Kaufare.

Roman von Fritz Mauthner.

Während Richard diese Mitteilungen über Gaffner aus seiner Erinnerung zusammensuchte, führte der Herr mit verbrauchten Modensarten fast allein das Wort. Man hatte in der armseligen, „guten Stube“ Platz genommen und die Kriegsärztin, welche unaufhörlich nach der Eingangstür zu horchen schien und den jungen Mettmann völlig überseh, gab auch ihrem bevorzugten Gaste wenig zur Antwort. Trotzdem erfuhr Richard bald, daß er in keinem ungünstigeren Augenblick hätte eintreten können. Achim von Havenow-Trienitz war gestern Sekondeleutnant geworden und sollte noch mit dem heutigen Abendzug nach seiner östlichen Garnison abreisen. Er hatte den Tag mit dienstlichen und kameradschaftlichen Abschiedsbefuchen verbracht und war eben jetzt noch einmal mit Fräulein Johanna fortgegangen, um einige kleine notwendige Einkäufe zu besorgen. Richard brachte es etwas zögernd hervor, daß er trotz der schlecht gewählten Stunde auf die Rückkunft der Geschwister warten wolle, weil er ihnen doch ein alter Freund sei. Und er blickte mit mangelhafter Hochachtung auf den neuen Freund des Hauses Herrn Gaffner von Herne.

Die verwitwete Kriegsärztin, welche man für eine geistvolle und milde, äußerst vornehme alte Dame halten mußte, so lange sie schwieg, welche aber trotz ihrer gewählten Ausdrucksweise durch eine häßliche Schärfe verletzete, sowie sie zu sprechen begann, wandte sich jetzt mit einem spöttischen Lächeln zu dem alten Freunde ihrer Kinder und sagte:

„Es wird meinen Achim überraschen, wenn jemand andres als von Herne zum Abschied da ist. Ich habe Ihren Namen öfter nennen hören, als die Kinder noch klein waren. Von Mettmann, nicht wahr? Nein? Selbst Achim kümmerte sich damals wenig um Standesunterschiede, und wir Havenows haben immer den Bürgerlichen geachtet, wenn er Achtung verdiente.“

Richard fühlte, daß die Kriegsärztin ihn kränken wollte. Dieser Hochmut entsprach dem Wilde, welches er sich halb unbewußt von Johannas Mutter gemacht hatte, aber er wollte es mit der Tochter zu thun haben und sich nicht ohne weiteres von der adelsstolzen Frau hinausdrängen lassen. Ruhig erwiderte er:

„Ich hoffe doch, daß Achim und Fräulein Johanna den Namen ihres ehemaligen Spielkameraden nicht vergessen haben werden.“

„Nein, gewiß nicht,“ rief die Kriegsärztin. „Ihr Name ist in der letzten Zeit sehr oft in unserer Familie genannt worden.“

Dann vergaß sie wieder alles und horchte, ob sie die Tritte des Leutenants nicht vernahm. Gaffner griff, als wäre nichts vorgefallen, den Faden eines Gesprächs irgendwo aus der Luft auf und redete etwas Unklares über die hohe Bedeutung des Bürgerstandes.

Da erhob sich plötzlich die Kriegsärztin und verließ die Stube. Sie mochte ihren Achim noch vor dem Klingelzeichen gehört haben.

Richard blieb in der heftigsten Gemütsbewegung lange genug mit Gaffner allein. Dieser aber schlug sofort einen andern Ton an. In widerwärtiger Vertraulichkeit begann er über die schlechte Vermögenslage der Havenows mit gehucheltem Bedauern zu klagen; es war, als sollte Richard beizeiten vor diesen Leuten gewarnt werden.

Daß Achim sein erstes Ziel erreicht hatte, war trotz allerlei Unterstellungen doch nur durch langjährige Opfer der Mutter und der Schwester möglich geworden. Sie hatten auf alle Lebensfreuden verzichten müssen, um dem männlichen Sproß des Havenowschen Hauses die glänzende Laufbahn zu ebnen. Die Käsin gönnte ihrem eigenen Stolz nur noch die sogenannte herrschaftliche Wohnung von vier Zimmern, in welchen die alten Möbel, Teppiche und die hundert Kleinigkeiten des Hausrats durch die peinlichste Sorgsamkeit der Tochter vor dem gänzlichen Zer-

fall bewahrt wurden. Doch selbst diese standesgemäße Wohnung und ihr unzerstörbares schwarzes Seidenkleid waren nur da wegen der gesellschaftlichen Stellung des Sohnes. Fräulein Johanna, welche ja der Familie nur durch eine glänzende Heirat Ehre machen konnte, war für diese Möglichkeit anständig erzogen worden; doch auch sie fühlte sich als echte Havenow nur ihres Bruders wegen auf der Welt und fand es ganz selbstverständlich, wenn sie für die Ausstattung des Leutenants viele Wochen lang angestrengt wie ein Nähmädchen arbeiten mußte. Die Mutter war zu vornehm, um es zu bemerken, wenn Johanna allabendlich bis Mitternacht über die Leinwand gebeugt saß, und das Mädchen fragte nicht danach, wo das viele Geld für die Uniformstücke hergekommen war. Genug, Achim war Leutnant.

Noch lieblicher schwatzte Gaffner über den Bruder Johannas. Der junge Leutnant war jetzt im Nebenzimmer gewiß dabei, mit männlichem Hunger rasch etwas Gutes zu essen, was die Frauen sich selbst niemals gönnten; dann würde er stramm Mutter und Schwester küssen und genau dreißig Minuten vor acht die Droschke besteigen. Er habe sich als Offizier rasch an Pünktlichkeit gewöhnt; das werde in mancherlei Beziehung gut für ihn sein.

„Wer Fräulein Johanna einmal heiratet, wird den Aufwand für die Arme tragen helfen müssen.“

Richard hatte eine Zurechtweisung auf den Lippen, aber er konnte vor Befangenheit kaum sprechen. Nebenher erklangen das absichtliche, vergnügte Säbetrassen und der feste Tritt Achims, dazwischen hörte man das Flüstern der Frauen und einmal ganz deutlich den leisen Aufschrei Johannas.

Offenbar wurde drinnen darüber verhandelt, in welcher Weise der junge Mettmann aufgenommen werden sollte. Ihm selbst über den dort das Urteil gesprochen wurde, wurde heiß und kalt. So hatte er sich das Wiedersehen freilich nicht gedacht. Aber wenn Johanna erst eintrat, da wurde alles wieder gut.

Gaffner stand vor einer mächtigen Bronze-Uhr, deren Zifferblatt von einem gezierten Schäfer auf dem Kopfe getragen wurde. Er richtete den Zeiger nach seiner Taschenuhr auf fünfzehn Minuten nach sieben und betrachtete dann die Hand des Schäfers, von der ein Finger abgeschlagen war. Mit stierem Mitleid blickte er auf die Bruchstelle, als wollte er den Schaden heilen, und murmelte dann verächtlich: „Zint!“

Plötzlich öffnete sich die Thür und Johanna trat herein. Sie hatte den breiten dunklen Strohhut noch nicht abgelegt und ihr fast unregelmäßig schönes Gesicht mit dem seltsamen Abstand zwischen dem weichen Mund und der feingeschwungenen Nase leuchtete frisch aus dem einfachen braunen Straßenanzug heraus. Richard hatte den Eindruck, als ob er das liebe Mädchen erst gestern zum letzten Mal gesehen hätte. Die drei Jahre, da er diesen Anblick entbehren mußte, hatten wohl seine Sehnsucht noch verstärkt, ihrem Liebreiz hatten sie nichts anhaben können.

Wenn seine Sehnsucht ihm jedoch vorgegaukelt hatte, er würde Johanna wie ein Bräutigam nach langer Trennung gerabezu umarmen können, so war jetzt die Stimmung für ein so kühnes Unternehmen nicht günstig. Nicht ein Schatten der Erinnerung an ihre innige Abschiedsstunde lag auf ihren Zügen, nicht einmal die geringe Höflichkeit erwies sie ihm, ihre Ueberraschung über sein plötzliches Auftreten zu zeigen. Darin lag denn doch eine gewaltige Veränderung gegen früher. Sie mochte ja Zeit gehabt haben, sich zu fassen; aber auch dann noch wäre damals das achtzehnjährige Mädchen einer so überlegenen Selbstbeherrschung nicht fähig gewesen. Oder brauchte sie gar nicht Komödie zu spielen? Wäre Johanna nicht treu geblieben? Hätte sie ihn vergessen?

Dieser verzweifelte Gedanke kam ihm erst, als Johanna nach einer kurzen Begrüßung Gaffners auf ihn selbst zuschritt, und ihm, ohne die Hand zu reichen, durch ein leichtes Neigen ihres Hauptes das erste Zeichen gab, daß sie seine Gegenwart bemerkt hatte.

„Sind Sie wieder in Berlin, Herr Mettmann? Ist es Ihnen gut gegangen?“

Und die Lippen dieses Mädchens hatte er in der Abschiedsstunde in einem gehauchten Stusse berühren dürfen, der ihm

heilig war! Diese weltläufige Sicherheit erschreckte ihn mehr als die kühlen Worte. Aber vielleicht legte ihr doch nur die Anwesenheit Gaffners den Zwang auf. In schülerhafter Verwirrung brachte Richard nichts weiter hervor als:

„Ich hoffe, bald bessere Gelegenheit zu haben . . .“

Da schien Johanna ihren schlanken Leib noch höher aufzurichten, als wollte sie zum tödlichen Schläge ausholen, und sie sagte:

„Ich fürchte, unsre Wege sind zu weit auseinander geraten, wir werden uns darum nicht immer so verstehen wie in unsrer Kinderzeit. Sie werden wohl in dem Geschäft Ihres Herrn Vaters thätig sein?“

Richard vermochte nichts zu erwidern. In ihren einfachen Worten lag ein Ton so adelsstolzer Abweisung, daß er abermals an die Worte seines Vaters denken mußte. Eben wollte er sich, aufs tiefste verletzt, zurückziehen, als Achim, ein prächtiger Junge von neunzehn Jahren, hereintrat und wieder zu einem kurzen Gespräch zwang. Er begrüßte Gaffner und den jungen Mettmann mit der gleichen ungeheueren Herablassung und ließ seine schöne Hadenowsche Adlernase nach allen Richtungen wittern. Er hatte die Thür offen gelassen, und man sah nebenan die Kriegsärztin, zum Ausgehen bereit, neben dem Koffer stehen und sich die Augen trocken. Achim wiegte sich in der neuen, in den Nähten noch knackenden Uniform, und versicherte, daß er unter die Kerls in Posen schon Zucht bringen werde. Er sprach sehr zuversichtlich. Doch man merkte seiner Stimme an, daß ihm der Abschied von Mutter und Schwester nahe ging.

Als Richard nun aufbrechen wollte, bat ihn Achim, sich doch der Familie anzuschließen; es sei die festgesetzte Zeit, und wenn der Droschkentutscher jemals gedient habe, so müsse er pünktlich eben vorgefahren sein. Zu Richard gewandt, fügte er hinzu:

„Sie sehen schneidig aus, Mettmann, hätten Offizier werden sollen. Sind es wohl bloß bei der Reserve?“

Da kam wirklich schon der Kutscher herauf, um den Koffer zu holen und Achims Vorwürfe zu hören, weil er das Pferd gegen die Vorschrift allein gelassen. Hinter dem Träger her setzte sich die ganze Gesellschaft langsam in Bewegung. Voran schritten die Frauen, weil Achim etwas verlegen mit Herrn Gaffner zurückblieb. So ging Richard in der Mitte, ohne sich einem der beiden Paare anzuschließen. Er sah, wie der Lieutenant von dem neuen Hausfreund eine Cigarre nahm, und war gezwungen, einige Worte der Unterhaltung zu vernehmen.

„Nehmen Sie es nicht schwerer als eine Cigarre . . . Auch jung gewesen . . . Treue Freundschaft.“

Richard war froh, daß er die leise geflüsterte Antwort Achims nicht vernahm, aber er wandte sich um, als der Lieutenant plötzlich stehen blieb und mit gedämpfter Heftigkeit rief:

„Das sind zwei böllig getrennte Angelegenheiten, mein Herr! Uebrigens bin ich in Johanna's Vertrauen nicht eingeweiht.“

Dann stürzte Achim an Richard vorbei über einige Stufen fort, um seiner Mutter den Arm zu reichen. So blieb Johanna etwas zurück bei Mettmann und Gaffner, welche sie beide nicht in ihrem Gedanken störte.

Sie waren schon im ersten Geschloß angelangt, als ein stattlich gewachsener, aber nachlässig gekleideter Herr von etwa dreißig Jahren an der Kriegsärztin und ihrem Sohne vorbei, die er nicht begrüßte, die Treppe heraufkam. Dem jungen Mettmann fielen der schöne Blick der Augen, die bleiche Gesichtsfarbe und der dünne schwarze Schnurrbart auf, der sich über die spöttischen Mundwinkel krümmte. Eben glaubte er in dem Herrn den Studenten zu erkennen, der ihm vor zehn Jahren Nachhilfestunden gegeben hatte, als dieser den Hut vor Johanna lüftete und zu zweifeln schien, ob er sie anreden sollte. Da blickte das Mädchen auf und lächelte dem Herrn freudig zu.

„Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Doktor,“ rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Aber wir bringen eben meinen Bruder zum Bahnhof. Kommen Sie morgen wieder, ich bitte! Ich werde mich sehr freuen.“

Und erklärend fügte sie, zu Gaffner gewandt, hinzu:

„Sie interessieren sich doch auch für die Arbeiten des Herrn Walter Bode, Sie wissen, über römische Altertümer; er bringt sie mir in seiner eigenen Handschrift.“

Und mit einem vertraulichen Lächeln zu dem jungen Gelehrten schlüpfte sie voran, um der Mutter beim Einsteigen behilflich zu sein.

Richard, dem die letzten Worte Johanna's sehr nachgingen und der nun bedauerte, daß er den Walter Bode immer so lieb gehabt hatte, gab sich ihm jetzt rasch zu erkennen, während Gaffner auf den Wagen zueilte. Sie kamen noch eben zurecht, um mit ihm zugleich dem abfahrenden Wagen Abschiedsgrüße nachzurufen. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Mond und das Wetter.

Der Mond, der treue Begleiter unsrer Erde, soll nach uralten Ueberlieferungen von hervorragendem Einfluß auf das Wetter sein. Daß er in den Ruf des eigentlichen Wettermachers gekommen ist, ist kaum zu verwundern. Er ist das wichtige Gestirn, dessen wechselnde Lichtgestalt zur Regelung und Messung der Zeit beugt wurde, der als Vollmond die dunkeln Nächte erhellt und an den sich deshalb die Bestimmung der Feste und der Versammlungen, zu denen man von weither wanderte, angeschlossen. Ost zeigte er sich von einem nebligen Hof umschlossen, und häufig trat dann Regen ein. Der Wind, nach einem Wetterpropheten war jedenfalls sehr lebhaft, ist das Wetter für die ackerbaureibende Bevölkerung doch der wichtigste Faktor für die Regelung ihrer täglichen Thätigkeit. So entstanden die verschiedenen Regeln, die den Umschlag der Witterung an den Wechsel der Mondgestalt knüpfen, Regeln, die sich mit einer außerordentlichen Hartnäckigkeit erhalten haben, so häufig sie auch von den Thatfachen Lügen gestraft werden.

Es giebt auch eine Wissenschaft, die sich mit dem Wetter und seinen Ursachen beschäftigt, die Meteorologie; diese hat den Einfluß des Mondes auf die Witterung mit derselben Hartnäckigkeit geläugnet, mit welcher der Volksglaube daran festhält. Die meteorologische Wissenschaft sagt nicht etwa, ein Grund dafür, daß der Mond das Wetter beeinflusst, ist nicht zu erkennen, und deshalb ist ein solcher Einfluß auch nicht vorhanden; sie verzeichnet vielmehr sorgfältig das Wetter und die Witterungsänderungen für jeden Tag, sowie die Gestalt und Stellung des Mondes zur selben Zeit. Aus solchen viele Jahre lang fortgesetzten Beobachtungen ergeben sich dann Tabellen, die deutlich zeigen, ob ein Zusammenhang zwischen Witterungs-umschlag und Mondwechsel besteht. Sehr häufig fällt der Mondwechsel mit dem Witterungsumschlag zusammen; aber ebenso häufig ist das auch nicht der Fall; ein Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen ist in keiner Weise erkennbar. Wer sich davon überzeugen will, der mag selbst einmal etwa ein Jahr lang sich Tag für Tag das herrschende Wetter notieren und die Tage des Mondwechsels besonders anstreichen; er wird die Behauptung, daß ein Zusammenhang zwischen Mond und Wetter nicht vorhanden ist, dann durchaus bestätigt finden.

Trotzdem hat es immer Leute gegeben, und auch heute giebt es deren eine große Anzahl, die den Mond als unsern Wettermacher in Anspruch nehmen und sogar in wissenschaftlicher Form beweisen wollen, daß das Wetter von ihm in erster Linie abhängt; zuweilen gehen sie soweit, daß sie aus ihren Theorien vorherbestimmen wollen, wie das Wetter in der nächsten Zeit sich gestalten. Wenn der Mond der Wettermacher wäre, müßte das ja auch sehr leicht sein: die Stellung des Mondes läßt sich mit größter Genauigkeit für ganze Jahre vorher angeben; hängt das Wetter nun in seinen Hauptzügen von dieser Stellung ab, so muß es sich ja auch auf ebenso lange Zeiträume in seinen Grundzügen mit völliger Sicherheit prophezeien lassen. Am bekanntesten von diesen Propheten ist gegenwärtig wohl Falb, der regelmäßige Wetterprognosen (Wettervorhersagen) auf ein Jahr herausgiebt.

Man sollte meinen, daß ein solcher Prophet allen Glauben und Anhang im Volke sehr bald verlieren müßte; treffen doch die meisten seiner Vorherverkündigungen keineswegs ein. Da kennt man aber die menschliche Natur sehr schlecht. Ein einziger Fall, in welchem die Prophezeiung eintrifft, wiegt hundert Fälle auf, in denen sie sich nicht bewahrheitete. Vor wenigen Jahren, am 29. Juli 1897, gingen z. B. in Schlesien zahlreiche Gewitter nieder, in deren Folge an vielen Orten ein starkes Hochwasser auftrat, welches einen ungeheuren Schaden anrichtete. Dieser 29. Juli war nach Falb's Vorhersagen einer kritischer Tag erster Ordnung gewesen. Diese Prophezeiung war also auf den Tag genau eingetroffen, und die Zeitungen verfehlten nicht, darauf aufmerksam zu machen; so hat diese Bewahrheitung einer Prophezeiung sicherlich in vielen Gemüthern einen starken Eindruck hervorgerufen und seinen Prophezeiungen starken Glauben verschafft. Daß zur selben Zeit in Tirol sehr schönes Wetter war, wurde nicht weiter beachtet. Daß kurz vorher an einem Tage, der in den Zwischenraum zweier kritischer Tage fiel, also zu einer Zeit, wo Falb's Kalender schönes Wetter aufwies, in Südfrankreich starkes Unwetter und verheerende Ueberschwemmungen eingetreten waren, konnte den Eindruck, welchen das genannte Eintreffen der Prophezeiung hervorrief, nicht abschwächen. Für den September hatte Falb nach der Stellung des Mondes ganz analoges Wetter wie im Juli verkündet; daß es nicht eintrat, war ein Umstand, der unbeachtet vorüberging. Die Wasse achtet eben auf das, was eintritt, und nicht auf das, was nicht eintritt. Deshalb kann man so leicht ein erfolgreicher Wetterprophet werden, und deshalb hat auch der Mond seine maßgebende Stellung fürs Wetter im Volksglauben behalten.

## Kleines Aeuilleton.

Ist denn nun der Mond so ganz ohne Einfluß auf unsere irdischen Zustände? Worauf stützen denn die Propheten die Behauptung auf seine bestimmende Macht für das Wetter?

Von vornherein läßt sich wohl annehmen, daß das Vorhandensein eines so großen Körpers, wie es der Mond ist, in der nächsten Nähe der Erde nicht ohne merkbare Spuren auf dieser bleiben kann. Die Sonne, welche das gesammte Leben auf der Erde und die Bewegungen der Erde beherrscht, ist allerdings 25 Millionen mal so mächtig, als der Mond; aber sie ist 400mal so weit von uns entfernt, als dieser, und deshalb vermindert sich ihr Einfluß um 400 mal 400 mal; denn die Gestirne verlieren an Einfluß auf die Erde in einem Verhältnis, das durch die mit sich selbst multiplizierte Entfernung ausgedrückt ist. Beachtet man dieses, so ergibt sich der Einfluß der Sonne nur noch 160 mal so groß, als der des Mondes. Demnach muß auch der Mond noch eine ganze beachtenswerte Wirkung auf unsere Erde ausüben.

Das ist auch tatsächlich der Fall. Die auffälligste Erscheinung, die er bei uns hervorruft, ist die der Ebbe und Flut. In regelmäßigem Wechsel fluten die Wassermassen der Meere an die Gestade heran und ebbten dann wieder ab; auch auf dem hohen Meere selbst fluten sie zusammen, und die hohe Flutwelle schiebt über den Ocean hin vom Osten gegen Westen. Wie diese Erscheinung der Ebbe und Flut zu stande kommt, soll hier nicht näher dargelegt werden; ich will nur bemerken, daß sie auf gegenseitiger Anziehung der Wassermassen und des Mondes beruht. Auf der dem Monde zugekehrten Seite erheben sich die Wassermassen und die Welle folgt ihm bei seinem Lauf um die Erde; auch auf der von ihm abgekehrten Seite entsteht eine Flutwelle; doch will ich diese Einzelheiten hier übergehen.

Wenn die leicht beweglichen Wassermassen der Anziehung des Mondes folgen, so müssen, sagt man, die noch viel leichter beweglichen Luftmassen dasselbe thun. Der Ocean unspült die Erde nicht überall, sondern brandet verschiedentlich an hohe Landmassen an; dadurch werden starke Abweichungen in der regelmäßigen Erscheinung von Ebbe und Flut hervorgerufen. Aber der Luftraum umgibt die gesamte Erde als eine Hülle von außerordentlicher Gleichmäßigkeit; die höchsten Gebirge ragen nur als niedrige Klippen in dieses Luftmeer hinein, ohne auch nur entfernt bis an seine Oberfläche dringen zu können. Deshalb muß in der Atmosphäre eine viel regelmäßiger Ebbe und Flut vorhanden sein als auf dem Meere. Diese unfehlbar vorhandene Flut, welche zur Zeit der Springfluten (bei Vollmond und Neumond) besonders stark sein muß, wird als maßgebend für die Witterung angesehen und die weitgehendsten Folgerungen daran geknüpft. Falsch ist nicht der einzige, der solche Schlüsse zieht; es existieren vielmehr eine ganze Reihe von Leuten, welche die atmosphärischen Fluten sowohl für das Wetter als für viele andre Erscheinungen in Anspruch nehmen.

Die sachmännisch gebildeten Vertreter der Wissenschaft vom Wetter haben natürlich die atmosphärische Ebbe und Flut nicht außer Acht gelassen. Sie ist aber zu gering, als daß sie irgend einen merkbaren Einfluß ausüben könnte. Es ist ein Irrtum, daß die Luftmassen, weil sie leichter und beweglicher seien, als das Wasser, der Anziehung des Mondes leichter folgen könnten, und die atmosphärischen Fluten deshalb besonders hoch sein müßten. Die Anziehung ist ja keine einseitige, die vom Mond allein ausgeht, sondern eine gegenseitige; mit derselben Kraft, mit welcher der Mond die Wassermassen anzieht, wirken diese auf ihn. Hätte der Mond eine größere Masse, so würde die Anziehung eine größere sein; aber dasselbe wäre auch der Fall, wenn die Meere statt des Wassers mit einem schwereren Stoff angefüllt wären. Enthielten unsere Ozeane z. B. Quecksilber statt Wasser, so wäre die Wirkung zwischen dieser Flüssigkeit und dem Mond eine viel stärkere, und die Flutwellen würden in demselben Maße an Mächtigkeit zunehmen. Die Luft aber ist fast 800mal so leicht als Wasser, und die dünnere Luft in größerer Höhe ist noch viel leichter, deshalb kann auch die Flut nur eine entsprechend geringere und kaum merkbare sein.

Zahlreiche Beobachtungen sind angestellt worden, um die atmosphärische Flutwelle, die der Mond um die Erde herumführt, durch ihre Wirkung auf das Barometer nachzuweisen. Es hat sich dabei in der That gezeigt, daß sie, wie zu erwarten war, viel zu geringfügig ist, um das Wetter irgendwie zu beeinflussen.

Damit ist aber das letzte Wort über den Einfluß des Mondes auf irdische Erscheinungen, speciell auch auf das Wetter, noch keineswegs gesprochen. Freilich hängt das Wetter in erster Linie von der Verteilung des Luftdrucks und seinen Veränderungen ab, da durch diese die Winde bedingt sind, und hierauf hat der Mond eben keinen Einfluß. Aber daneben giebt es noch eine Reihe anderer Momente, die für das Wetter bestimmend sind, Umstände, die bisher keineswegs genügend erforscht sind. Vor allem ist hier auf den elektrischen Zustand der Luft aufmerksam zu machen, der sicherlich das Wetter beeinflusst. Eingehende Beobachtungen, die vermutlich von dem schwedischen Naturforscher Archenius angestellt sind, haben unverkennbare Beziehungen zwischen dem Stand des Mondes und dem elektrischen Zustand der Atmosphäre erwiesen. Auch auf die Zahl und Stärke der Polarlichter scheint der Mond nicht ohne Einfluß zu sein. In diesen Fragen hat das Studium kaum erst begonnen, und seine Fortsetzung wird vielleicht noch manche Aufklärung bringen.

Dr. B. Borchardt.

pf. Neue Chinesen-Sprüche. Mengtje lebte im 4. Jahrhundert vor Christus und war geboren in der Provinz Schantung, in der die Deutschen später Kiangtchou „gepachtet“ haben. Mengtje ist nächst Confutse der angesehenste Sittenlehrer der Chinesen und seine Lehren gehören noch heute zu den wichtigsten Bestandteilen der chinesischen Erziehung. Wir geben hier einige seiner Weisheitssprüche über sittliche Gesetze, von denen wir nentlich bereits einige citierten, die auf moderne Verhältnisse gemünzt zu sein scheinen. Mengtje spricht:

Humanität ist des Menschen friedliche Behausung, Gerechtigkeit ist des Menschen richtiger Weg. Die friedliche Behausung leer stellen und nicht bewohnen, den richtigen Weg aufgeben und nicht verfolgen — o, wie bedauerlich!

Leben habe ich gern und Gerechtigkeit habe ich auch gern. Sind beide nicht zusammen zu erlangen, so lasse ich das Leben und nehme die Gerechtigkeit. Leben gehört zu dem, was ich wünsche. Aber unter dem, was ich wünsche, ist größeres als Leben, deshalb will ich das Leben nicht durch Niederträchtigkeit erlangen.

Neuestens ist man nicht so feinsfühllich, und wo es das „nationale Leben“ betrifft, zieht man unbedingt das Leben der Gerechtigkeit vor. Von Eroberungskriegen schreibt der chinesische Philosoph:

Wird um Land gekämpft, so füllen die Erschlagenen das freie Feld; wird um eine Stadt gekämpft, so füllen die Erschlagenen die Stadt. Das ist Land mehr und Menschenfleisch verzehren — ein Verbrechen, für welches der Tod zu gelinde ist.

Ganz und gar abweichend von europäischen Gepflogenheiten meint Mengtje:

Sind die Einwohner erfreut über die Annexion, so annektiere man das Land. Sind die Einwohner nicht erfreut über die Annexion, so annektiere man es nicht.

Schließlich noch eine Probe chinesischer Lebensphilosophie:

Der Edle bewährt sein Herz durch Humanität und bewährt es durch Anstand. Der Humane liebt die Menschen, der Aufständige ehrt die Menschen. Wer die Menschen liebt, wird stets von ihnen geliebt; wer die Menschen ehrt, wird stets von ihnen geehrt. Ist da ein Mensch, der mich unwürdig behandelt, so wird der Edle in sich gehen: ich bin gewiß nicht human, gewiß nicht anständig. Sollte diese Sache verdienterweise kommen? Er lehrt in sich und ist human, lehrt in sich und hat Anstand. Bleibt der Widerstand derselbe, so wird der Edle in sich lehren: ich bin gewiß nicht aufrichtig und treu. Er lehrt in sich und wird aufrichtig. Bleibt der Widerstand dauernd derselbe, so sagt der Edle: Der Widerständer ist ein verlorener Mensch. Was ist für ein Unterschied zwischen ihm und dem Vieh? Wozu sich noch mit dem Vieh Schwierigkeiten machen.

Der reine Voyer-Standpunkt. —

— Menschenblut im Zauber. Von ganz besonderer Kraft ist nach dem Volksglauben das Blut eines Menschen, der auf gewaltsame Weise ins Leben gekommen ist. Das beruht, schreibt ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“, auf der Anschauung, daß ein solcher die ihm vom Schicksal bestimmte Spanne Zeit nicht durchlebt hat und daher nicht eher Ruhe im Grabe findet, als bis diese Zeit abgelaufen ist. Während der Zeit, in der er als Geheist umhert auf Erden herumirrt, ist er geeignet, bei allerhand Zauber mitzuwirken; daher legt man gern Versuchungen in das Grab eines Ermordeten, d. h. man beauftragt ihn, den Fluch zur Ausführung zu bringen. Alles, was von solch einem Toten herrührt, ist hervorragend wirksam; schon die Alten tranken gegen Epilepsie das Blut eines in der Arena gefallenen Gladiators und es ist nicht unmöglich, daß die Römer diesen Glauben nach Deutschland gebracht haben, wo er weit verbreitet ist. In der Schweiz wurde vor einigen Jahrzehnten ein Mord begangen, weil der Mörder sich mit dem Blut seines Opfers von der Fallsucht heilen wollte. Ein Lappen, der in das Blut eines Hingerichteten getaucht ist, bringt großes Glück, wenn man ihn unter den Laden- oder Schenklich legt. Oft hat dieser Glaube zu den widerwärtigsten Szenen geführt; bei einer Hinrichtung in Ganau im Jahre 1861 erstürmte die Menge das Blutgerüst und trank von dem noch rauchenden Blut, um gegen Krankheiten gefeit zu sein; als drei Jahre später in Berlin zwei Mörder enthauptet wurden, tauchten die Heiler zahlreiche Schnupftücher in das Blut und ließen sich für jedes zwei Thaler bezahlen. Dieser Glaube dehnte sich schließlich auf alles aus, was irgendwie mit dem Hingerichteten zusammenhängt; wenn man den Finger eines armen Sünders im Geldbeutel trägt, so hat man immer Geld; in Böhmen glaubt man, der Blitz fahre nicht in ein Haus, auf dessen Schwelle man dreimal mit dem Strid vom Galgen geschlagen hat; nach ospreuchischem Glauben kann der Finger eines Ermordeten alle Schläffer öffnen. Kam man das Blut eines unschuldigen Kindes oder einer reinen Jungfrau erlangen, so besitz man ein sicheres Mittel gegen Auszäh. Immerhin ist kein Zweifel, daß dieser grausige Glaube jetzt allmählich im Absterben begriffen ist. —

**Litterarisches.**

— Rudolf Guch. Mehr Goethe. Leipzig bei G. S. Meyer. Im ganzen ein anmütiges anregendes Buch. Der Verfasser zieht gegen alles Mögliche zu Felde, gegen theatralische Verlogenheit, gegen Geschlechts-Größenwahnsinn, gegen die Pedanten der Anschaulichkeit, gegen die Kleide-Pest und gegen manches andre. Er haut oft daneben, in den meisten Fällen aber so temperamentvoll, daß man noch immer an der Kraft des Hieb's seine Freude haben kann. Er ist das, was man so gemeinhin eine gesunde Natur nennt und ist daher auch immer am glücklichsten, wenn er gegen geschminkte Unnatur oder defadentes Gigeritum losgeht. Sehr gut geißelt er die Sucht, bedeutende Männer in effektvoller Theaterbeleuchtung zu zeigen. Da muß der sterbende Götze wie der Held einer Provinzbühne mit einem pathetischen „Mehr Licht!“ aus dem Leben scheiden. Daß der alte Mann, als die Nacht der Bewußtlosigkeit auf ihn herabsank, einfach gebeten haben sollte, die Vorhänge abends beiseite zu ziehen, wird als „banale Lesart“ bezeichnet — wenigstens bezeichnete mein seliger Schulmeister es so. Erfrischend ist auch Guch's Boleslav gegen die „Leberweiber“ und gegen den entsetzlichen Kultus, den diese in erotischen Gefühlen entbrannten Geschöpfe mit dem Ehebruch treiben. Hier ist gerade Guch's Art am Platz, die den tollen Hegenabbath von der somnischen Seite nimmt. Dem Dichter der „Weber“ wird der Autor in keiner Weise gerecht. Wir sind die letzten, die sich gegen eine scharfe und schneidige Hauptmannkritik auflehnen wollen. Im Gegenteil: Die blinden und beifallsraufenden Anhänger des Dichters machen eine solche Kritik über die peinliche Art der Anhänger die großen Verdienste Hauptmann's vergeßen. Der burleske Ton, den Guch anschlägt, wirkt hier einfach schnoddrig. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß man Hauptmann nachgerade unterschätzt, wie man ihn früher überschätzt hat. Am besten wäre wohl, die richtige Mitte zu halten und jedem neuen Werk ohne Voreingenommenheit — sei es im Guten, sei es im Bösen — gegenüberzutreten. — Zum Schluß kann Guch's Buch indessen noch einmal empfohlen werden. Einige literarische und politische Schrollen muß man allerdings mit in den Kauf nehmen. Auch auf wissenschaftliche Gründlichkeit muß man verzichten. Dann aber kann man an den frischen temperamentvollen Feuilleton's seine Freude haben. — E. S.

**Aus dem Tierleben.**

— Der Schlaf der Fische. Daß, wie, wann, wo und wie lange die Fische gleich den übrigen Tieren schlafen, wußte man bis in die neuere Zeit nicht, weil sie bei ihren überlofen Augen niemand schlafend sah, bezw. wußte, daß ihr Ruhezustand oft ihr Schlaf sei. Heute weiß man, schreibt die Wochenschrift „Haus, Hof und Garten“, daß die Fische, wohl nicht hauptsächlich des Nachts, aber, daß sie wirklich schlafen und dieser Ruhe zumeist nach erfolgter Sättigung pflegen. Ob alle Fische einen kurzen, leisen Schlaf haben, wissen wir nicht; außer bei den karpfenartigen, die von Natur aus temperamentsfaul angelegt sind. Nach Beobachtungen Dr. Hermes schlafen die Fische ruhig auf der Oberfläche des Wassers liegend oder indem sie, den Kopf im Wasser an irgend einen Vorsprung oder Stein anlehnen, den Körper halbmondförmig gekrümmt in das Wasser hängen lassen. Dabei bewegen sie kaum merklich die Kiemen, dedel und Flossen. Sobald sie mittels der Hand oder eines Gegenstands berührt werden, oder ihnen Nahrung zugeworfen wird, erwachen sie sofort und sind gleich völlig munter. Erwachen sie ohne äußere Veranlassung von selbst, dann dehnen sie den Körper, arbeiten mit den Flossen und Kiemen, bevor sie vollständig aufwachen und munter davonschwimmen. Der sogenannte Winterschlaf der Karpfen ist indes auch kein fester Schlaf nach unserm Begriffen, sondern ein lethargischer Schlummerzustand, der infolge der Ablösung des Wassers mit der Nahrungsaufnahme-Verweigerung eintritt und durch Geräusch auf der Eisdecke, Ausbleiben des Wasserdurchstroms zc. im Teiche gestört wird. Mit Beginn der Schnee- und Eisschmelze und der Erwärmung des Fischwassers hört der Karpfen zu schlafen auf. —

**Naturwissenschaftliches.**

— Hautreizende Wirkungen von Pflanzen. In den letzten zehn Jahren weiß die medizinische Litteratur von einer Anzahl von Fällen zu berichten, welche mitunter recht bössartig waren. Ueber den Sitz der hautreizenden Substanz und ihre weiteren Eigenschaften war nichts Sicheres bekannt. Um diese Fragen zu beantworten, habe ich, schreibt Dr. A. Kehler in der „Umschau“, an mir selbst einige Experimente vorgenommen, von denen zwei den gewünschten Erfolg hatten: ein Matzfleisch-Fragment einer Primel wurde mit der behaarten Außenseite auf den linken Unterarm aufgelegt und mittels eines Band's durch zwei Stunden in dieser Lage festgehalten. Es entstand eine heftige Hauterkrankung, welche erst nach drei Wochen geheilt war. Durch diesen Versuch wurde zunächst die starke, hautreizende Wirkung dieser Primel im allgemeinen bewiesen, ferner die Zeit von der Uebertragung des Gifts bis zur ersten merklichen Wirkung festgesetzt und eine genaue Schilderung des Krankheitsverlaufs ermöglicht. Das zweite Experiment ermittelte den Sitz des Gifts selbst. Alle oberirdischen Teile dieser Primel sind von Drüsenhaaren bedekt, welche ein Sekret absondern. Dieses Sekret wurde isoliert, mikroskopisch geprüft (auch mikrochemisch untersucht); ein sehr kleiner, kaum sichtbarer Teil derselben wurde auf den Arm

übertragen und erzeugte in kurzer Zeit eine Hauterkrankung. — Durch eine auch nur sanfte Berührung der oberirdischen Teile kann somit das Gift sehr leicht auf die Haut gelangen und hier nach wenigen Stunden mehr oder weniger große Blasen erzeugen, welche durch anhaltendes Jucken sehr unangenehm werden können. Eine mechanische Verletzung der Haut durch diese Trichome ist vollkommen ausgeschlossen, da dieselben sehr weich sind und am Ende ein Köpfchen tragen, welches jenes Hautgift absondert. Bezüglich der chemischen Eigenschaften dieser hautreizenden Substanz, ihrer leichten Uebertragung und Verschleppung, ferner bezüglich des Krankheitsverlaufs und der Art der Behandlung dieser Hautkrankheit verweise ich auf das Original. Dort kann man auch an zwei photographischen Abbildungen die Wirkung des Sekrets erkennen. Andre Versuche, ergaben das bemerkenswerte Resultat, daß manche Personen wenig empfänglich für dieses Hautgift sind; dagegen bleibt die infizierte Stelle durch eine starke Rötung wochenlang sichtbar. —

**Astronomisches.**

— Veränderlichkeit von Fixstern-Geschwindigkeit. Auf der Lid-Sternwarte in Kalifornien hatte man die 1888 auf der Potsdamer astrophysikalischen Warte nach der spektroskopischen Methode auf 26 Kilometer bestimmte Geschwindigkeit, mit der sich der Polarstern in der Sekunde auf uns zubewegt, in jüngster Zeit nachgeprüft und gefunden, daß er sich uns jetzt nur um 10 Kilometer in der Sekunde nähert, und zwar mit Schwankungen, die im vorigen Sommer zwischen 8,6 und 14,6 Kilometer betragen. Es wurde, nachdem dieses Ergebnis im letzten Winter bestätigt werden konnte, daraus geschlossen, daß der Polarstern ein sehr enges, auch mit den stärksten Fernrohren nicht auflösbares Doppelstern-System bildet, welches in drei Tagen 23 Stunden einen Umlauf vollendet. Meiner weitere Veränderungen der Geschwindigkeit des Polarsterns, die schon seit 1896 beobachtet wurden, machen es den Beobachtern der Lid-Sternwarte wahrscheinlich, daß noch ein dritter, nicht sehr entfernter Fixstern die Bewegungen dieses Systems erheblich beeinflusst, daß mit andern Worten unser Polarstern ein dreifacher Stern ist. Ähnliche Wahrnehmungen waren nach dem „Prometheus“ schon früher von Campbell auf der Lid-Sternwarte auch an Capella gemacht worden, die 1896/97 solche Veränderungen in ihrer Geschwindigkeit erkennen ließ, daß sie sich von August bis Oktober 1896 bei verschiedenen Aufnahmen um 34, 54, 49 und 44 Kilometer in der Sekunde von uns entfernte, während diese Geschwindigkeit im November 1896 und Februar 1897 auf 3-4 Kilometer zurückging. Auch hier wird auf ein enges Sternsystem von drei Sternen geschlossen. —

**Humoristisches.**

— Die Zeiten ändern sich. (Auf der Hochzeitstafel): „Sah, gud nicht zum Fenster hinaus! Wenn jemand Dein herzig's G'sichtl sieht, bleiben wir nicht allein!“ — (40 Jahre später): „Alte, gud zum Fenster 'naus, damit niemand 'reinkommt!“ —  
 — Berufseifer. Reporter (zu einem Lebensmüden, der im Begriff ist, sich aufzuhängen): „Wenn Sie sich beeilen, kommen Sie noch ins Abendblatt.“ —  
 — Ein Opfer der Politik. A.: Ist es denn wahr, daß die Europäer China zertrümmern wollen?“  
 B.: Ja, mein Dienstmädden hat heute schon mit der großen Base im Salon den Anfang gemacht.“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Das Deutsche Theater beginnt am 1. August seine Aufführungen mit Drehers „Probekandidat“. —  
 — Im Neuen Theater bringt das Gastspiel Hansi Riese heute eine Novität: die dreiaktige Gesangsposse „Innere G'st!“ von Friedrich Radler, in der die Gassin die Titelrolle spielt. —  
 — Karl und Theodor Rosenfeld aus New York beabsichtigen am 1. Oktober d. J. ein Berliner Theater — wie verlautet, handelt es sich um das Friedrich-Wilhelm-Städtische Theater — zu übernehmen und dasselbe zu einer Operetten- und Possenbühne großen Stils einzurichten. —  
 — Ein schweizer Volkschauspiel. In Dieffenhofen, in der Schweiz, gelangt jetzt täglich das Volkschauspiel „Starl der Rühne“ von Arnold Ott-Luzern zur Aufführung. Die Aufführung dauert von mittags 12 Uhr bis gegen 5 Uhr nachmittags. Gespielt wird im Freien, auf dem Marktplatz in der Nähe des „Hirchen“; es ist ein prächtiger Platz, von schönen Bäumen umrahmt. Besonders hübsch ist die Bühne: sie ist etwas erhöht und hat 40 Meter in der Front, große Linden und Ahorne bilden den wundervollen Hintergrund. Der Zuschauerraum des „Freiluft“-Theaters faßt 2500 Sitzplätze. In dem Volkschauspiel treten 250 Personen als Mitwirkende in Aktion. —  
 — Torf, den man mit 10 Prozent Petroleum getränkt hat, soll ein ebenso gutes Heizmaterial wie Kohle sein. Mit noch höherem Petroleumzusatz wächst der Heizwert des imprägnierten Torfs über den der Kohle. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 29. Juli.